

Maria Beig
Raben-
krächzen

Roman

Mit einem Nachwort von
Martin Walser

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 911

»Wie die sieben Raben des Märchens versammeln sich die sieben Schwestern des Romans *Rabenkrächzen* anlässlich der Beerdigung ihres Onkels in ihrer alten, nicht weniger als sie selbst veränderten Heimat »vor den hohen Bergen und nicht weit vom großen See«. Ihr »Rabenkrächzen« gilt der Zeit, als es hier noch keine »Ferien auf dem Bauernhof« mit Dusche und Liegewiese gab und keine monotonen Obstplantagen, »auf die es ruckweise regnet, auch wenn die Sonne scheint«.

Die Erzählerin ist eine dieser sieben Schwestern. Mit der Glaubwürdigkeit und Frische einer wie in Mundart gesprochenen Sprache berichtet sie, wie es von Generation zu Generation zu diesem Heimatverlust, dieser Zerstörung des Lebensraumes und der Auflösung des Familienzusammenhalts gekommen ist. Maria Beigs Chronik aus Oberschwaben ist ein Bericht aus erster Hand, authentisch und unstilisiert, ein Buch für »Alternative« und »Grüne«, ein Buch für die Älteren, die das Geschilderte noch selbst erlebt haben, und eines für Junge, die das Vergangene verstehen wollen.«

Maria Beig
Rabenkrächzen

*Eine Chronik
aus Oberschwaben*

Roman

Mit einem Nachwort
von Martin Walser

Suhrkamp

13. Auflage 2018

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch 911

© 1982 by Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co. Sigmaringen
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Jan Thorbecke Verlags GmbH & Co., Sigmaringen
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBW Lichtsatz KG, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37411-5

Rabenkrächzen

Die sieben Raben

Ein uralter Mann wurde beerdigt, und der kleine Friedhof, der die Dorfkirche umrahmt, war voller Menschen. Manche wollten nicht nur dem Alten die Ehre antun, sie wollten gern die Familie wieder einmal sehen, die sich sicher des Anlasses wegen versammeln würde. Gleich hinter dem Pfarrer am offenen Grab stand der Neffe des Toten, ein gutgekleideter, großer, grobknochiger Bauer, neben ihm ein älteres, spitznasiges Jüngferchen, das unbedingt weinen wollte und Tränen wischte, wo gar keine waren. Sie hatte den Verstorbenen viele Jahre versorgt und würde nun sein Haus bei der Kirche erben. Die Frau des Neffen, die neben ihr stand, war stattlich und schön. Sie war sehr elegant angezogen, einen schwarzen Persianer hatte sie an, obwohl das Wetter eigentlich nicht danach war.

Es war ein Märztag mit Aprilwetter. Schneeschauer wechselten mit Sonnenschein ab. Die schöne Bäuerin hatte einen Sohn neben sich stehen. Alle wußten, daß er bald sein hohes Studium beendet haben würde. Hinter dieser Reihe standen die vielen Schwestern des Neffen. Fast alle Leute zählten sie und kamen auf die Zahl sieben. So waren also doch alle gekommen! Sie hatten sich der Größe, nicht dem Alter nach aufgereiht. Bei oberflächlichem Hinschauen schien es, als ob alle gleich alt wären, und doch betrug der Altersunterschied von der ersten zur letzten über ein Dutzend Jahre. Sie hatten alle die gleichen, runden Gesichter und trotz der fortgeschrittenen Jahre eine frische, glatte Gesichtshaut. Aber sonst unterschieden sie sich: es waren große und kleine Frauen, schwarzhaarige und blonde, eine fiel durch übertriebene Eleganz, eine durch deutliche Bescheidenheit auf, eine Nonne war darunter, eine hatte eine schreckliche Narbe quer über die Wange, und die zweitletzte der Reihe weinte wirklich. Die Brille behinderte sie dabei sehr, und sie mußte sie immer

wieder abnehmen und putzen. Die Leute bekamen also etwas zu sehen.

Der Priester hatte seine Gebete beendet, und man ging in die Kirche zur Totenmesse. In dieser Gegend finden Beerdigungen vormittags statt, denn Friedhofsakt, Messe, Totenmahl und Beisammensein der Hinterbliebenen füllen einen ganzen Tag aus. In der Kirche war zwischen den Leidtragenden und den Teilnehmenden eine Anzahl Bänke leer. Der Neffe stand allein mit seinem Sohn. Keiner seiner Schwäger hatte sich genug verwandt oder verpflichtet gefühlt, um teilzunehmen. Die verwandten Frauen füllten auch nur eine Bank aus.

Die Schwestern unterschieden sich jetzt durch verschiedenes Benehmen. Die Klosterschwester war allen ein Vorbild für rechtzeitiges Aufstehen und Hinknien, und trotzdem benahm sich die Elegante nicht richtig. Die Handschuhe behielt sie an, Gebetbuch hatte sie wohl keines dabei, und wenn alles kniete, stand sie auf, und wenn die anderen aufstanden, setzte sie sich. Die größte der Schwestern las eifrig in ihrem schönen Gebetbuch, die kleinste blätterte keine Seite in dem ihren um. Eine starnte traurig auf denselben Fleck, und die Bebrillte konnte nicht aufhören zu weinen. Als der Mesner mit dem Klingelbeutel kam, falteten die oberen Frauen deutlich sichtbar Papiergeld zusammen, die Gaben der Schwestern waren unterschiedlich: vom Silberstück bis zum Kupferpfennig, ja, eine tat gar nichts hinein.

Nach der Messe standen sie wieder in gleicher Aufstellung am Grab. Der Totengräber fing schon an, Erde auf den Sarg zu schaufeln, da drehte sich der Bruder plötzlich um: »Kommt alle zum Totenmahl.« Das sagte er aber mürrisch, überlaut und schaute dabei nur die größte der Schwestern an. Dann stapfte er den Kirchberg hinunter, dem Wirtshaus zu. Die beiden Frauen, die neben ihm hergingen, hatten überhaupt keine der Schwestern angeschaut. Nur der Sohn nickte ihnen freundlich zu.

Da standen sie nun, die sieben Schwestern, unschlüssig und ratlos waren sie. Die größte, die zugleich die jüngste war, ergriff das Wort und meinte, man solle dem Bruder folgen, schon der Leute wegen. Die kleinste war derselben Meinung. Sie dachte ih-

res hungrigen Magens wegen an die Brätknödelsuppe, denn der Bruder würde bestimmt ein üppiges Mahl ausrichten. Als einige sich zum Gehen wandten, sagte jene, die geweint hatte: »Ich kann unter keinen Umständen hingehen.« »Wir wollten doch alle nicht; ich habe Kuchen gebacken, so sitzen wir noch bei mir eine Weile zusammen«, sagte die mit der Narbe im Gesicht.

Darauf gingen sie zum Grab der Eltern. Auf dem Stein standen auch die Namen der gefallenen Brüder. Die Schwestern standen lange. Dann gingen sie auf die Südseite der Kirche. Da lag ein anderer Onkel mit seinen Frauen. Hier beteten sie das Vaterunser rasch, doch beim Familiengrab des Vetters verweilten sie länger. Darauf gingen sie noch an das Grab eines Pfarreronkels. Ja, sie fingen wirklich an, den Gräberbesuch zu übertreiben. Obwohl es zu schneien begann, suchten sie sogar Gräber auf, die gar nicht mehr sichtbar waren. Sie kannten genau die Stellen, wo frühverstorbene Brüder, Verwandte und Menschen lagen, mit denen sie einmal etwas zu tun gehabt hatten und fanden sie, trotz der falschen Namen, auf den neuen Steinen. Zuletzt gingen sie noch einmal an das frische Grab.

Der Totengräber war inzwischen fertig und hatte die Kränze geordnet. Ein besonders prächtiger lag obenauf. Zwei riesige Atlasschlaufen dehnten sich breit, die kleinen Kränze überdeckend, aus. »Ewiger Friede« stand mit großen, goldenen Buchstaben auf der einen, »Viktor mit Familie« auf der anderen, und es sah aus, als finge dieser Kranz eben an, von dem Grab Besitz zu ergreifen.

Der alte Lehrer, der am Haupttisch beim Totenmahl saß, denn der Verstorbene war sein Stammtischfreund gewesen, war enttäuscht, daß die Schwestern immer noch nicht kamen. Er hätte gerne mit den alten Mädchen gesprochen. Sie waren fast alle einmal seine Schülerinnen gewesen. Ungeduldig ging er zwischen Suppe und Braten auf die Wirtshaustreppe, um nachzusehen, ob sie nicht doch noch kämen.

Inzwischen hatte ein Schneegestöber eingesetzt. Da Kirche, Pfarrhaus und Friedhof auf einem Bergkegel lagen, konnte der Lehrer, wenn das Gestöber für eine kleine Spanne aussetzte, die

schwarzen Gestalten der Schwestern oben zwischen den Gräberreihen sehen. Wie nach Krähenart trippelten sie immer wieder ein Stückchen weiter, um dann erneut hocken zu bleiben. »Die sieben Raben«, fuhr es dem alten Mann durch den Kopf, und einsilbig saß er hernach am Tisch.

Als die Schwestern den Berg herunterkamen, um ihre Autos auf dem Parkplatz am Wirtshaus herauszusuchen, hörten sie von dort Gesumme und Gelächter. Musikverein, Altersclub und Kirchenchor waren eingeladen worden, und es fing schon an, hoch herzugehen. Eine der Schwestern machte gerne Vergleiche. Sie sagte: »Es kommt mir vor, als wären wir die sieben Raben, verwunschen und verstoßen.« Beim Kaffeetrinken sagte eine andere: »Dein Vergleich war schlecht. Wir mit unsern Mops Gesichtern sind nicht mit Raben zu vergleichen.« Eine andere, die nun viel Zeit zum Lesen hatte, da sie im Rentenstand war, las gerade ein Buch vom alten Chinareich und sprach: »Ich denke eher an China, wo man die unerwünschten Mädchen über eine Mauer warf.« »Daß wir *beide* hinter einer Mauer gelandet sind, daran denkst du wohl nicht«, sagte darauf die Nonne, und es hörte sich weniger gütig an, als man es sonst von ihr gewohnt war. »Was wollt ihr denn? Für sieben Frauen stehen vier teure Autos vor der Tür«, sagte da die Jüngste. Sie war verstimmt, denn sie hatte für diesen Tag das große Versöhnungs- oder Heimatfest geplant, und fuhr denn auch bald ab, noch bevor der Kaffee kalt war.

Die anderen saßen anschließend wie verwaist. Bei ihren sonstigen Zusammenkünften war diese Schwester ihre Mitte und der Angelpunkt der Gespräche gewesen. So waren sie nun froh, als eine anfang, von ihrer letzten Reise zu erzählen. Doch sprach sie zu lange und zu ausführlich darüber. Mitten in einem ihrer Sätze stand daher die nächste Schwester auf und begann, sich ebenfalls zu verabschieden. Sie hatte Stunden mit dem Auto zu fahren und bereute, daß sie überhaupt gekommen war. »Hätte ich nur auf den Mann gehört«, dachte sie immerzu und sehnte sich nach Hause.

Bald nach Abfahrt dieser Schwester war es Zeit auf den Bus für die Klosterschwester. Die lange Fahrt durch das gefleckte Land

gefiel ihr. Auf den Äckern blieb der Schnee liegen, und die Wiesen waren schon sattgrün. Es kam ihr vor, als wäre sie im Omnibus daheim, und sie wünschte, daß sie lange nicht ans Ziel käme.

Dann drängte die Vornehme nach Hause. »Man sollte immer mit dem eigenen Auto fahren, dann könntest du noch bleiben«, sagte sie zur Schwester, die vorher geweint hatte. Sie lebten in derselben Stadt und waren daher zusammen gereist. Als sie am Wirtshaus vorbeifuhren, drang immer noch ein mächtiges Gessumme heraus, und sie sahen, daß das Auto der Jüngsten jetzt neben dem des Bruders stand. Darüber waren sie froh.

Dann kamen sie an jene Stelle, von wo man vordem den heimatischen Hof gesehen hatte. Im gleichen Moment drehten beide die Köpfe. Hier war man früher stehengeblieben, um zu schauen und das Bild der Heimat mit in die Fremde zu nehmen. Nun aber sahen sie nichts mehr. Der riesige Bau einer Fensterfabrik verdeckte die Sicht.

Als sie nach einer Weile am Stadtrand ankamen, zeigte die erste Verkehrsampel rot. Da riß die Beifahrerin hastig die Autotür auf: »Das letzte Stück kann ich zu Fuß gehen«, sagte sie und hatte keine Zeit, weder für Dank noch Gruß, und stapfte rasch mit ihren hochhackigen Stiefeln über den Fußgängerstreifen. Schon war ihr Grün vorbei. Nun war für die Fahrerin grün. Sie konnte sich nicht mehr nach ihrer Schwester umsehen, viel weniger ihr zuwinken, der Verkehr zwang sie weiter. »Wir müßten alle erlöst werden, nicht nur der Bruder«, dachte sie. Da stiegen ihr wieder die Tränen auf, doch sie beherrschte sich, denn der Mann sollte nicht sehen, daß sie heute geweint hatte.

Nachdem diese beiden Schwestern abgefahren waren, brach die kleinste auf. Die Gastgeberin wollte sie fahren, doch wehrte sie es ab. Sie hatte nämlich gesagt, sie würde erst gegen Abend zurückkommen, und es war ja noch früher Nachmittag. Sie wollte also langsam gehen, damit sie zwei Stunden für den Weg brauchte und in der Anstalt nicht doch noch zu einer Arbeit herangezogen würde.

Die allein zurückgebliebene Schwester saß am Tisch und hatte eine Leere in sich, die es ihr unmöglich machte, das Kaffeege-

schirr wegzuräumen. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie den Schwestern kein Mittagessen angeboten hatte. Alles dünkte sie hoffnungslos und traurig. »Schon seit längerer Zeit sind unsere Zusammenkünfte nicht mehr schön, und heute war es ganz schlimm«, dachte sie, »vordem konnten wir erzählen und uns erinnern, doch was nun die eine aus der Jugendzeit als ein Verhängnis darstellt, findet die andere gar nicht übel. Sogar bei der Schilderung reiner Tatsachen widersprechen wir uns. Darum führen wir solche Gespräche immer seltener.« Es kam ihr vor, als sei die Heimat erst jetzt endgültig verlorengegangen. Zum Glück kam dann der Mann und stellte fröhlich fest, daß vom Kuchen auch etwas für ihn übriggeblieben war.

Die Geschichte dieser Familie versuche ich nun zu erzählen. Es wird in ihr eine Spur zu viel geboren, gestritten, gestorben und geweint. Darum besteht die Gefahr, daß es nur eine Bauerngeschichte mit Familienereignissen wird, wie solche an vielen Orten und in ähnlicher Weise schon oft geschehen sind. Ich will sie trotzdem schreiben, denn es wäre schade, wenn sie der Vergessenheit anheimfiele.

Ort, Zeit und Menschen

Die Geschichte spielt in einer Gegend, die vor den hohen Bergen liegt; und nicht weit ist es bis zum großen See. Die hügelige Beschaffenheit macht sie überaus schön und reizvoll. Es gibt darin außer den Hügeln Bäche, Weiher und Moore, Äcker und Wiesen, Halden und Wälder. Nichts fehlt in dieser Gegend. Zudem ist sie über die Maßen fruchtbar, denn es gibt nicht viel, was hier nicht wachsen und gedeihen könnte. Wie die erwähnte Kirche auf einer Erhebung steht, ist auch der Ort des Geschehens ein großer Hügel. Von Süden her steigt er steil hoch und erstreckt sich nach Norden flach. Im Tal unten läuft quer ein Bach, der

dort in einen größeren, man könnte fast sagen: Fluß, mündet. Dieser fließt von Norden kommend zum See. Vier Höfe spielen in der Geschichte eine Rolle, und irgendwie hatten sie seit Menschengedenken miteinander zu tun. In manchen Generationen hatten sie sogar denselben Familiennamen.

Ein Hof lag oben auf dem Gipfel des Hügels, allein, ohne Nachbarn. Der nächste grenzte auf halber Höhe des Berges an, lag aber an einer Straße, an der sich noch andere Bauernhöfe reihten. Wo das Land anfängt, flach zu werden, war ein Weiher, fast ein kleiner See, an dessen Ufer standen die Gebäude des dritten Hofes, und wo der kleine Bach in den großen mündet, in diesem Dreieck lag der vierte. In der Luftlinie zogen sie sich gerade hin, von Süden nach Norden, und hätte nicht ein Stück Staatswald vom Fluß her hineingeragt, so wären sie wie ein riesiges, zusammenhängendes Rechteck gewesen.

Vom Berghof bis zum Bachhof war es eine Wegstunde. Der Weg, der vom obersten herunterführte, war bequem und breit. So waren Pferde und Wagen geschont. Nur wo die Straße quer und die Grenze verlief, war er zu steil. Der Bergbauer, seine Knechte und Mägde, mußten dort absteigen, um den Pferden übergroße Mühen zu ersparen. Außer einer bestimmten Bergfrau durfte niemand sitzenbleiben, obwohl die Pferde an ihr schwer zu ziehen hatten.

Für die Kinder war dieser Weg im Winter eine herrliche Schlittenbahn, vor allem der letzte, steile Abhang gab den rechten Schwung bis hinunter zum Weiherhof. Die eigentliche Straße zu diesem Hof kam von vorn, von der Hauptstraße her, doch führte auch ein Weg durch die Wiesen vom Hof am Hang dorthin. Der Bachhof wurde durch eine Fahrstraße von Norden erreicht. Der Wiesenweg aber lief vom Weiher weiter durch ein Moor, dann durch ein Wäldchen, schlängelte sich durch schöne Wiesen, an Äckern vorbei und ein Stückchen durch den großen Wald. Doch nachher konnte er nicht so ohne weiteres über den Bach, sondern lief neben ihm her, bis er eine geeignete Stelle für die Brücke fand. Dann erst erreichte er den untersten Hof. Dieser lag auch einsam, doch es war eine andere Einsamkeit als die des Berghofs. Man

könnte sie verschlossen, die andere offen nennen, oder die eine schwermütig, die obere lustig. Diese beiden Höfe hatten etwas Besonderes, während die mittleren ziemlich landläufig waren. Man erzählte sich, daß ein Berghofbauer sich einmal damit großtat, weil er den ganzen Tag Morgensonne habe, und daß einst ein Bachbüblein, als es seine Verwandten oben besuchte, verwundert ausgerufen hätte, es habe nicht gewußt, daß die Welt so groß sei. Dies muß an einem föhnligen Tag gewesen sein. Dann ist die Aussicht über das Land und den See bis tief in die Berge hinein überwältigend. Zu allem Sonnen- und Weitenüberfluß stand das dortige Wohnhaus auch noch frei, also nicht wie in der üblichen Bauweise an die Wirtschaftsgebäude angebaut, und so kam zu allen Fenstern Licht herein. Drei riesige Nußbäume standen im Hof, sie spendeten Schatten, ohne das Anwesen düster zu machen. Der Bergbauer besaß nur fruchtbare Grundstücke. Die Südhänge nannte man »Rebhalde« und »Weinstöckle«. Wein wurde zwar seit langer Zeit nicht mehr angebaut, es reiften hier aber die frühesten und schönsten Kirschen, alle Sorten Äpfel und Birnen, am Haus sogar Pfirsiche, und wenn überall sonst die Nußblüten im Frühjahr erfroren, auf dem Berg hatte man Nüsse in Hülle und Fülle.

Der Hanghof dagegen war an Grundstücken reicher, denn er hatte außer dem zusammenhängenden Land manchen Acker zwischen denen seiner Nachbarn. Kirschbaumreihen und Obstgärten fehlten auch hier nicht. Die Wiesen aber hangabwärts waren recht feucht, die untersten beim Weiher arteten gar in Streuwiesen aus. Auch zog der Hügel häufig Unwetter mit Hagelschlag an, und eigenartigerweise entluden sie sich selten auf dem Gipfel, sondern meist an der Steigung. So konnte man sich nicht erinnern, daß es auf diesem Hof je zu besonderem Wohlstand gekommen wäre.

Vom Weiherhof allerdings war dies erinnerlich. Nach dem Weiher stieg das Land wieder leicht an, und hier waren prächtige Wiesen, die große Viehherden ernähren konnten. Zu diesem Hof gehörte auch ein großes Stück Wald, dreimal so groß wie das des Hanghofs.

Am Bach gab es zwar keine Kirschbäume, denn ihre Blüten wären vom Reif zerstört worden, dafür waren die Felder hier gut. Hackfrüchte gediehen und der Bachbauer hatte allezeit die fettesten Schweine, die meisten Hühner und des Wassers wegen auch viele Enten und Gänse. Manchmal geschah es nach starken Regenfällen, daß der große Bach so anschwell, daß er die Wasser des kleinen nicht mehr schlucken konnte. Es staute sich dann im Dreieck und wurde zu einem See. Dann konnte der Hof nur noch von der Straße her erreicht werden, was ihm etwas Tragisches verlieh. Das kam in jeder Generation einigemal vor. Eine Ahne vom Berghof, die unten aufgewachsen war, erzählte noch im hohen Alter, wie man sie mit Stangen aus dem Keller gefischt hatte. Der Bachhof war nur halb so groß wie der größte, der am Hang, weshalb hier jeweils der ärmste Bauer hätte hausen müssen. Die Einsamkeit aber machte bedürfnislos, und so war man am Bach eigentlich nie arm.

Die Zeit, in der sich die hier erzählte Geschichte abspielt, soll die des alten Mannes sein, der an jenem Sudeltag beerdigt wurde. Er kam ein gutes Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende zur Welt und wurde wenig über neunzig Jahre alt. Zeit ist Geschehen, und aus diesem ergeben sich die Schicksale der einzelnen Menschen. Ihr Tun und Handeln wird aber nicht nur durch persönliches Verhalten bestimmt, sondern der Zeitgeist, das Zeitgeschehen beeinflussen es noch viel mehr. So spielten der Erste Weltkrieg und dessen böse Nachkriegsjahre, das Dritte Reich mit seinem Krieg, die verworrene Folgezeit und vor allem der wirtschaftliche Aufschwung mit seinem allesüberlagernden Materialismus in unserer Geschichte eine große Rolle.

Wenn man sich vorstellt, die verstorbenen Verwandten des Alten hätten für seine Beerdigung noch einmal Zeit und Leben zugeteilt bekommen, dann könnte man sicher sein, daß alle, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts verschieden sind, wohl den Kirchberg wiedergefunden hätten. Denn Berg, Friedhof und Kirche waren unverändert. Was sie aber danach aufsuchen würden, ihre Wirkungsorte, die fänden sie nicht mehr. Baum, Haus,

Ackerrain, Weg und Weiher, je nachdem, worum ihnen bangte, wären nirgends mehr, und so würden sie wohl fliehen mit den Stöberwolken, weiter nach Osten suchend. – Jene Toten aber, die annähernd die Hälfte des Jahrhunderts erlebt hatten, würden die Heimat schon noch finden. Sie hatten noch erfahren, was Idee und Menschenwahn zu verändern vermögen. Doch sie wären erschrocken über solche Veränderungen zurückgekommen, als Schatten auf die Friedhofsmauer hockend. Und wäre es ihnen möglich, ihr Erschrecken den vermodernden Hüllen in den Gräbern mitzuteilen, so würde das geschehen, was man mit »im Grab umdrehen« ausdrückt. Das wird zwar im Zusammenhang mit Schuld angewandt, doch es wäre verfehlt, jemandem eine persönliche Schuld zuzuschreiben. Falsche Bewertung, Ungeduld, Versäumnisse, ja noch viele andere menschliche Unzulänglichkeiten, von denen auch jene Schatten nicht frei waren, hatten zwar mitgeholfen, diese kleine Welt zu verunstalten; schuld aber war die Zeit gewesen. Darum würden sie leichthin davontreiben, die Seelen, mit den Schneeflocken und den Sonnenstrahlen, dorthin, wo sie hergekommen waren, wo es keine Zeit mehr gibt.

Nur einer der Schatten wäre vielleicht hocken geblieben auf der Mauer. Er hätte seine alten Töchter angeschaut, wie sie durch die Gräberreihen gingen, und jene Stimmung verbreitet, die sie ratlos und es ihnen unmöglich machte, am Fest teilzunehmen. Je nach Temperament wurden sie jetzt weinerlich, unwirsch, teilnahmslos, fühlten hoffnungslose Leere in sich und sprachen von Raben, Mauern und Erlösung.

Tatsächlich muß der Vaterschatten auf der Friedhofsmauer damals für jenen ganzen Tag Zeit bekommen haben, um zu brüten und um seine Strahlen nach den sieben Richtungen auszusenden, denn erst am Abend wurden die Frauen wieder unbefangen. Erst nach der Rückkehr aus ihrer alten Heimat fingen sie an zu erzählen, dieses und jenes, so lange, bis eines ihrer Kinder sagte, »hört doch endlich auf mit euren alten Geschichten«.

Einst hatten auf den vier Höfen, im Gegensatz zu heute, viele Menschen gelebt. Jetzt wird ein einziger Bauer mit den Maschi-

nen und einigen Tagelöhnern Herr über fast das ganze Land. Nicht einmal seine Söhne braucht er mehr; die kann er studieren lassen.

Auf dem Berghof hatten sie einst viele Kinder gehabt. Alle Mädchen und zwei Knaben starben an der Schwindsucht. Drei Söhne überlebten, und der älteste holte sich seine Frau vom Hanghof. Der zweite heiratete an den Weiher, und dem dritten kaufte man das Höfchen am Bach. Auf jedem Hof wurde nur ein Sohn geboren, am Bach außerdem noch zwei Töchter.

Bei denen am Hang wollte es nicht gleich etwas werden mit dem Sohn. Die der andern gingen schon zur Schule, da stiftete der Hangbauer das schöne Kreuz an der Straße, und die Bäurin betete sich krank. Um ein Kind ging sie auf Knien den Kirchberg hinauf. Endlich, als sie über vierzig war und sich abends, statt den Rosenkranz zu beten, einen Kaffee machte, wurden die vergangenen Gebete erhört.

So groß wäre das Unglück aber gar nicht gewesen, wenn dieser Sohn ausgeblieben wäre. Es brauchte viel, damit er gehen und sprechen lernte. Sein Butterbrot aß er nur unter dem Tisch, und die Milch trank er, man sagte bis zu seiner Hochzeit, nur aus dem Budel¹ mit einem gräulichen Zapfen daran. Doch er bekam trotzdem eine Frau.

Der alte Hangbauer war ein fleißiger Mann; er verstand es mit dem Korn. Auf der Schütte hingen so viele Kornsäcke mit seinem Namen ›Matthias‹, daß sich später niemand mehr vorstellen konnte, wie sie in einem Sommer voll werden sollten. Eben dieser vollen Säcke wegen heiratete auch jene Frau den wunderlichen, jungen Matthias. Sie war aber mehr geizig als tüchtig und blieb kinderlos.

Der Sohn vom Weiherbauer hingegen war ein Mordskerl. Ihm kalbte der Besenstiel, und die Häge² wurden schneller fett als anderswo. Das Geld fiel ihm geradezu in die Tasche. Auch der Wald war in seiner Zeit schlagbar, und weil er nicht mehr wußte, wohin mit dem Geld, riß er das noch längst nicht baufällige Haus ab und baute ein neues. Die Treppe und der Eingang waren großartig, mit Stuck über der Tür, doch außer daß es groß war, hatte

das Haus nichts Besonderes. Auch einen neuen Stadel baute der Weiherbauer, und alle Leute bewunderten ihn. Wenn er sonntags in der Wirtschaft seinen vollen Geldbeutel aufmachte, mußte er aber trotzdem zugeben, daß man nicht in allem Glück haben könne. Mit seinen Kindern hatte er nämlich kein Glück. Der Erstgeborene war ein gescheiter Bub, doch hatte er einen wüsten Klumpfuß, hinkte also, und blieb zu klein. Sobald es nur ging, wurde ihm klargemacht, daß er deswegen niemals den Hof bekomme. Der nächste war ein Sonderling, der um nichts in der Welt eine Arbeit anfaßte. Er stierte ins Wasser, und bevor es für ihn Zeit wurde, Soldat zu werden, ging er nach Amerika. Von da schrieb er dann, er sei ein Spätberufener. Da war die Weiherbäuerin stolz, und der Bauer machte den Beutel weit auf für jenes ferne Priesterseminar. Die einzige Tochter sprach von diesem Bruder nur noch als von dem »Herrn« und war schon lange, bevor sie das Amt ausführen konnte, die Pfarrhauserin.

Noch zweimal forderte der Bauer vergeblich das Glück heraus. Der jüngste Sohn war so schwerhörig, daß er wegen seines ständigen Horchens und Sprechversuchens einen dummen Eindruck machte. Man konnte ihn zwar in die Schule schicken, über das erste Schuljahr brachte er es jedoch nicht hinaus. Als er doppelt so groß wie seine Schulkameraden war, durfte er zu Hause bleiben und das mühsam Erlernte vergessen, weil er es nie mehr brauchte. Der zweitletzte Sohn war die größte Enttäuschung. Zwar mochte der Weiherbauer keines seiner Kinder, diesen Sohn aber haßte er. Und ausgerechnet ihm mußte er den Hof übergeben, denn er hatte alle fünf Sinne und gerade Glieder – aber leider ein geradezu lächerliches Aussehen, eine Farbenpracht im Gesicht, die nicht einmal einem Mädchen gepaßt hätte. Seine Rollenhaare waren beerschwarz, die Haut milchweiß, die Pausbacken rot wie reife Kirschen, die Lippen noch kräftiger rot – wie angemalt bei einer Hure – und die Augen von einem Blau, wie es der Weiher nie zuwege brachte. Dazuhin hatte er ein kauziges Wesen. Als junger Bursche benahm er sich schon wie ein alter Mann.

Der Weiherbauer machte es diesem seinem Nachfolger darum

so schwer er nur konnte. Bevor er starb, schrieb er ein Testament, das den Hoferben an den Ruin brachte. Der Alte hatte seinen Reichtum verbaut und überschätzt, der Klumpfußbruder, der auf einen entfernten Hof heiratete, und vor allem die Pfarrhauserin, der für den Herrn alles zu wenig dünkte, gebärdeten sich habgierig. Dem Alfons, seinem jüngsten, schwerhörigen Sohn, den alle Welt Fone nannte, vermachte der Alte Teile des Besitzes und dazu eine Leibrente.

»Gesetz ist Gesetz«, sagte jedoch der neue Besitzer, denn er sprach fast nur in Redewendungen und Sprichwörtern. Bildete er einmal, was selten vorkam, einen eigenen Satz, dann immer mit der Einleitung: »Ich will nur das Eine gesagt haben.« Zum guten Glück fand er ein reiches Mädchen, das zwar keine große, aber doch Lust auf sein farbiges Gesicht hatte. Leider bekam sie statt Kinder nur ein böses Hüftleiden.

Am Bach, wo man außer dem Sohn zwei Töchter hatte, war die ältere davon ein hübsches, lebenslustiges Ding, dem es auf dem Berg besser gefiel als am nebligen Bach. Noch nicht zwanzigjährig, war sie vom langen, blonden Vetter schwanger. Da mußte sie schnell mit kirchlicher Genehmigung dorthin heiraten. Ihre Schwester sagte, es sei nun der Schande genug, und verbot dem Bruder und sich selbst das Heiraten. Sie war sehr fromm und verlangte dies als Buße. Der Bruder ließ sich beherrschen. Er wurde nicht alt.

Die Verwandtenehe auf dem Berg aber erwies sich nicht als Fluch. Das Paar bekam viele und prächtige Kinder: zuerst vier Mädchen, von denen drei ins Kloster gingen und von dort alleamt in Missionen. Eine davon wurde sogar Lehrerin. Sie wurden nie mehr gesehen, doch Briefe schrieben sie über Jahrzehnte. Vor allem später an den Hanghof, denn dort hatte man Interesse an fremden Ländern.

Von den vier Söhnen wurde der älteste für den Erbhof bestimmt, den zweiten holte man bald an den Hanghof, denn der seltsame Matthias hatte große Angst vor Pferden, der nächste wurde noch früher an den Bach gegeben und ihm zur Begleitung